

GQ | 11/2003

Der Drache wird zum Goldesel

Während der Wirtschaftsmotor der Tigerstaaten Südostasiens stottert, startet die Volksrepublik China den Karatekapitalismus. Sinnbild des Wandels ist die südchinesische Provinz Guangdong. In der Küstenregion des Perflussdeltas wuchert ein Industriemoloch, vor denen die Industriestaaten zittern wie Bambusblätter: Lachhafte Löhne und ein nicht abreißender Zustrom an zahmen Arbeitern ziehen Unternehmen wie Nike, Adidas und Nokia an, die hier für zweistellige Wachstumsraten sorgen. Der Westen fürchtet um die Austrocknung der eigenen Wohlstandsquellen. Das muss er auch

Text: JANIS VOUGIOUKAS

DIE LANDSCHAFT IST GRAU wie eine Bleistiftzeichnung. Vernebelt vom Smog. Der Asphalt dünstet Hitze aus. Das Delta um den Perfluss atmet Container. Große, kleine, blaue, rote, die von gewaltigen Kränen auf Schiffe verladen werden, von wo aus sie in die Welt entlassen werden. Südchina, Provinz Guangdong. Eine Region so groß wie Belgien; ein Monstrum, gebaut aus Beton und Kapitalismus und Lunge der chinesischen Wirtschaft. Jedes dritte Paar Schuhe, das über den Erdboden geht, wird hier zusammengenäht. In keiner anderen Region stehen so viele Fabrikhallen, in kaum einem anderen Gebiet ist die Wirtschaft in wenigen Jahren so explosionsartig gewachsen. Jeden Monat werden hier Exportartikel für zehn Milliarden Euro produziert. Jeden Monat investieren ausländische Firmen eine Milliarde Euro in noch größere Fabriken. Das Delta, wo die Flüsse Xijiang, Beijiang und Dongjiang ins Südchinesische Meer strömen, ist zur Fabrikhalle der Welt geworden.

Chen Dongping kam allein. Sie war 19, als sie sich im November 2001 in den Überlandbus nach Shenzhen setzte. Die Fahrt dauerte viereinhalb Stunden. Chen suchte Unabhängigkeit, wollte ihr eigenes Geld verdienen, träumte davon, irgendwann einen Schönheitssalon zu eröffnen. In Shenzhen, das hatten ihr ehemalige Klassenkameradinnen erzählt, könne man Geld verdienen, beim Telekommunikationskonzern Namtai fand sie einen Job.

Es ist Nachmittag. Chen arbeitet im Stehen. Zweiter Stock, zweite Produktionslinie, 16. Platz, Mitarbeiternummer 30000508. Sie kontrolliert, was ihre Kollegen zusammengelötet haben. Alle 20 Sekunden trägt das schwarze Fließband ein Steuerfeld für Mikrowellen an ihr vorbei. Sie hebt es mit der linken Hand auf, zieht die Schutzfolie ab, prüft zehn Punkte einer Checkliste, die

sie schon lange im Kopf hat. Sie streicht einmal mit der Hand darüber, dreht das Display um. Ist alles in Ordnung, malt sie einen grünen Punkt auf die Rückseite und legt die Platine auf das Band zurück. Genau in dem Moment kommt das nächste Bauteil bei ihr an.

Chen ist glücklich. Sie muss kein Geld nach Hause schicken, jeden Monat kann sie von 700 Yuan Gehalt (77 Euro) etwas auf ihr Konto bei der China Construction Bank einzahlen. In ein paar Jahren wird sie nach Hause gehen. Die Nachbarn werden sagen, dass sie es geschafft hat.

Chen kam allein. Jetzt ist eine von 30 Millionen Wanderarbeitern im Delta, die im Auftrag westlicher Firmen Platinen zusammenstecken und Kleider nähen. Es gibt Menschenkategorien im Delta. Die meisten sind Wanderarbeiter wie Chen: Sie arbeiten für zwei Euro am Tag, rund um die Uhr, wenn nötig. Sie beschweren sich nicht, streiken nie und sind nicht Mitglied in einer Gewerkschaft. Die zweite Gruppe sind die Fabrikbesitzer und Manager: Die meisten kommen aus Hongkong. Sie haben ihre Firmen im Delta eröffnet, weil ihre Väter von dort irgendwann nach Hongkong geflohen sind, die Söhne kommen jetzt zurück, weil die ehemalige Kolonie inzwischen zu klein und zu teuer ist. Sie haben im Westen studiert, sprechen perfekt Englisch, mögen Geld und Luxus, zeigen ihn gerne. Und es gibt die Einkäufer aus Europa und den USA, die in Hongkong in kleinen Büros arbeiten und die Waren bei den Managern bestellen. Diese Dreiecksbeziehung hat das Delta groß gemacht. Heute ist das Delta der effizienteste Produktionsstandort der Welt. Der Grundstein dafür wurde vor über zwei Jahrtausenden gelegt.

Früher galten Händler und Kaufleute in China als Verbrecher. Qin Shihuang, Chinas erster Kaiser, ließ 200 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung alle Kramladenbesitzer und wohlhabenden Kaufleute auf Karren verfrachten und verbannte sie in den Süden. So kam es, dass sich die tüchtigsten Chinesen in den Küstenstädten sammelten. Sie blieben und mit ihnen ihr Wissen und ihre Erfahrung. Die Alten gaben es immer wieder an die Jungen weiter, über 2200 Jahre lang. Am Perlfluss entwickelte sich eine Arbeits- und Geschäftsethik, die weder ausländische Besatzer noch der Kommunismus zerstören konnten.

Als Mao Zedong im Oktober 1949 in Peking die Volksrepublik ausrief, legte sich eine Zeitblase über China. Das Land verfiel in Lethargie, die Steinzeit kehrte zurück. Niemand weiß genau, wie viele Menschen verhungerten oder umkamen.

Mao starb 1976. Dann kam ein kleiner Mann namens Deng Xiaoping. Deng sagte Sätze wie: "Es ist ehrenvoll, reich zu werden" und kryptische Andeutungen: "Es ist egal, ob eine Katze

schwarz oder weiß ist. Wichtig ist, dass sie Mäuse fängt." Die Provinz Guangdong verstand zuerst, was Deng meinte, nämlich: Kapitalismus oder Kommunismus - das sei nicht so wichtig. Hauptsache, man bekomme, was man wolle. Guangdong wollte Geld.

1980 erklärte Deng das Fischerdorf Shenzhen an der Grenze zur reichen Kolonie Hongkong zur Sonderwirtschaftszone. Seitdem wuchs die Wirtschaft im Perlfussdelta jedes Jahr um 16,9 Prozent. Viele Länder haben Boomzeiten erlebt. Aber keine andere Region der Welt ist so schnell gewachsen: Allein 2002 exportierte die Provinz Guangdong mehr Waren als zwischen 1978 und 1990 insgesamt. Die Exporte Chinas wuchsen 2002 um 21 Prozent, haben sich in nur fünf Jahren verdoppelt. Wirtschaftswunder-Deutschland brauchte in den 60ern dazu zehn Jahre, Japan immerhin sieben.

Provinzhauptstadt Kanton. Die schwül-feuchte Hafenstadt ist seit Jahrhunderten eine Drehscheibe des chinesischen Handels. Im 19. Jahrhundert war Kanton der einzige Hafen, der für Ausländer geöffnet war. Die britische East India Company kaufte hier Rohseide, Tee, Gewürze und Porzellan. Doch britische Waren ließen sich in China nicht verkaufen - außer Opium. Chinas Gesetze verboten aber den Handel mit Drogen. Im Mai 1841 erschienen königlich-britische Kanonenboote unter der Führung von Generalmajor Sir Hugh Gough vor Kanton. China verlor den "Ersten Opiumkrieg" und verpflichtete sich, seine Häfen zu öffnen und das 87 Seemeilen entfernte Hongkong an die britische Krone abzutreten. England überschwemmte China mit Opium. Heute überflutet China von hier den Westen mit billigen Konsumgütern, Elektronik und Kleidung.

Turnschuhhersteller Pou Chen beschäftigt in seinen beiden Fabriken 110.000 Arbeiter. Sie nähen jedes Jahr über 100 Millionen paar Schuhe - im Auftrag von Nike, Adidas, Dr Martens, Caterpillar, Timberland, Lockport, Puma und anderen. Insgesamt gibt es 800 Schuhhersteller im Delta, drei Milliarden Paar Schuhe werden jährlich von den Containerhäfen in den Westen geschifft, wo sie von Teenagern gekauft werden, denen es egal ist, woher ihre Schuhe kommen.

China ist dabei, sich zu einer globalen Handelsmacht zu entwickeln. Das Reich der Mitte hat Japan - einst Asiens Wirtschaftsmotor - bereits im Handel mit Europa und den USA abgehängt. Chinas Beitritt zur Welthandelsorganisation WTO wird diesen Trend noch beschleunigen. 2005, wenn die letzten Zollhürden abgebaut sind, werden drei von vier Kleidungsstücken in amerikanischen Geschäften aus China kommen, schätzt der Verband amerikanischer Textilunternehmen. Nicht nur Industrieländer fürchten, dass bald alle Fabriken abwandern, auch andere Länder, die bisher als

Billiglohnregionen galten, können dem Sog aus China nicht standhalten. Das englische Meinungsbilderblatt The Economist schätzt, dass allein in den vergangenen zwei Jahren 300 Fabriken von Mexiko nach China verlegt wurden.

Chinas Aufbau Ost hat im Perlflossdelta zur Gründung von einer halben Millionen Fabriken geführt. Dass der Westen gegen die Folgen der Globalisierung protestiert, dass Demonstranten in Seattle oder Genua Autos anzünden und Pflastersteine werfen, kann hier niemand verstehen. Chinas Ostküste beschreibt sich als die Gewinnerin.

"Der Markt ist in Amerika, die Bestellungen sind aus Hongkong und die Produktion ist hier", sagt Li Guikang, der Bürgermeister von Dongguan. Allein 14.000 ausländische Unternehmen produzieren in seiner Stadt, Firmen wie Primax, die im Westen niemand kennt, und die jedes Jahr 20 Millionen Computermäuse, 30 Millionen Handy-Ladestationen und fünf Millionen Scanner für den Export herstellen. Allein der amerikanische Handelsriese Wal-Mart kauft jedes Jahr für elf Milliarden Dollar Waren in China ein, die meisten am Perlfloss. Die Wirtschaftsmaschine läuft wie geschmiert, die Arbeitsteilung ist klar:

Die Einkäufer. Hans Buehr arbeitet seit zwanzig Jahren als Einkaufsleiter in Asien. An der Tür seines Hongkonger Büros steht "Triumph", der deutsche Wäschekonzern, für den er in Asien einkauft. Materialien, Stickereien, Spitzen, Körbchen, Träger - "alles, was man für einen BH braucht", sagt Buehr. Früher saßen seine Lieferanten in Hongkong. In der britischen Kolonie war Land teuer, die Fabriken wuchsen nach oben. Einmal besuchte er eine Färberei im 23. Stock eines Hochhauses. Einmal eine Fabrik für Träger, deren Decke nur 1,75 Meter hoch war. Kein Zentimeter durfte verschenkt werden. Buehr ist 1,90 Meter groß.

"Als China sich öffnete, haben unsere Lieferanten zum ersten mal Land gesehen", sagt er. Heute sind alle im Perlflossdelta. "Die Fabriken sind schöner, sauberer und moderner geworden", sagt er. Buehr bestellt per E-Mail bei seinen Herstellern, aber alle paar Monate besucht er die Fabriken selbst. Die Lieferanten holen ihn dann im Mercedes vom Hotel ab. Ein Ereignis. "In China kann ich am Samstagnachmittag unangekündigt in eine Fabrik gehen und es wird gearbeitet", sagt er. Die Einkäufer fasziniert das.

Die Manager. C.K. Choi, General Manager des Nokia-Werks in Dongguan, steht auf der Empore seiner Produktionshalle, die alle zwölf Sekunden ein neues Telefon ausspuckt. "Die Lohnkosten sind der Schlüssel", sagt Choi und wiegt vergnügt seinen Körper. "Und das Arbeitsrecht ist hier nicht so streng wie in Europa." Während er das sagt, hält Choi einen Laser-Pointer in der Hand

und deutet auf die Arbeiter, die in langen Reihen unter ihm sitzen.

70 Prozent der Beschäftigten sind Frauen, wie in den meisten Fabriken im Delta. "Die haben kleinere Hände und können sich besser konzentrieren", sagen die Manager. Chois BMW 711 hat zwei Nummernschilder, eines für Hongkong, eines für China. Auf dem Hongkonger steht "GM 711". GM für General Manager. Sie sind die Könige des Deltas.

Chois Fabrik gehört Nokia und ist damit fast eine Ausnahme. Das chinesische Wirtschaftswunder materialisierte sich in Form von Original Equipment Manufacturers (OEMs). Das System funktioniert so: Eine Firma aus Hongkong gründet eine Fabrik am Perlfluss, die von Hongkong aus gemanagt wird. Die Einkäufer der Markenhersteller aus dem Westen bestellen bei den Firmen eine Millionen Paar Schuhe, oder Laptops, oder Mobiltelefone. Die OEMs produzieren und kleben nachher den Namen des Auftraggebers auf das Produkt. Der Kunde kann später nicht mehr unterscheiden, wo sein Telefon oder T-Shirt hergestellt wurde. Wenn Puppenhersteller Zapf aus Rödental oder Schuhhersteller Dr Martens in Manchester ankündigen, ihre Produktion nach Asien zu verlegen, heißt das nicht selten, dass die Fabrik in Europa geschlossen und ein kleines Einkaufsbüro in Hongkong eröffnet wird, das die Aufträge vergibt und die Verschiffung organisiert. Die vollendete Globalisierung. Karatekapitalismus in der roten Volksrepublik. Das System ist unschlagbar, denn die Mischung aus Kapital und Management aus Hongkong, westlichen Einkäufern und chinesischen Billigarbeitern funktioniert wie eine gut geölte Maschine, ein Staubsauger, der Arbeitsplätze aus dem Westen absaugt und zum Perlfluss zieht. "Alles, was Sie im Westen für 100 Euro herstellen, können wir hier für 40 bauen", sagen die Manager im Delta.

Die Arbeiter. Wer bei Nokia am Fließband sitzt, verdient 600 Yuan pro Monat. Die Arbeiter im Hauptwerk in Finnland verdienen das 30-fache. Je nach Rang wohnen die Arbeiter in Zimmern mit vier bis acht Betten, aber die meisten sind zufrieden, denn in den Fabriken können sie dreimal mehr verdienen als in ihren Heimatdörfern. Sie kennen kein anderes Leben. Sie sind die zufriedenen Sklaven des Westens, ein riesiges Reservoir billiger Arbeitskräfte, die aus dem endlosen chinesischen Hinterland in die Metropolen strömen, wofür die chinesischen Medien das hässliche Wort "Wanderarbeiterflut" erfunden haben.

Sie machen es möglich, dass eine Spielzeugpuppe, die im Westen für 9,99 Dollar verkauft wird, mit Lohnkosten von 46 Cent hergestellt wird, wie die Hongkonger Gewerkschaftsorganisation "Christian Industrial Committee" errechnet hat. Oft sind die Bedingungen unmenschlich. "Ich glaube nicht, dass es irgendeine Fabrik gibt, in der die Arbeiter weniger als zehn Stunden pro Tag

arbeiten", sagt der chinesische Menschenrechtler Han Dongfang. Bei einem Feuer in einer Fabrik in Shenzhen starben 78 Arbeiter, weil die Fenster vergittert und die Türen abgeschlossen waren. Es gibt drei Menschenkategorien im Delta, aber nur zwei Leben: eines im Himmel und eines in der Hölle.

Dank des expandierenden Handels und der wirtschaftlichen Entwicklung wächst das Delta zu einer Mega-Metropole mit fast 50 Millionen Einwohnern zusammen. Vor allem Dongguan wächst durch seine Fabriken in die Breite. Ein Moloch aus Staub und Diesel, der sich bis Kanton im Westen und Shenzhen im Osten ausdehnt; eine Stadt ohne Zentrum und Stadtleben, zusammgebaut aus rechteckigen Wohnheimen, quadratischen Fabrikhallen und langen geraden Straßen. Früher war Dongguan in ganz China für traditionelle Drachenbootrennen, Fisch, Reis und Früchte bekannt. Shenzhen war ein Fischerdorf; heute wohnen hier über sieben Millionen Menschen. In Kanton wohnen zehn, in Dongguan 6,5, in Foshan 5,4 und in Zhuhai 1,2. Eine sechs Kilometer lange Brücke soll Shenzhen bald mit Hongkong verbinden. Zwischen Zhuhai und Shenzhen ist ein 30 Kilometer langer Tunnel geplant. Vielleicht fährt hier irgendwann der Transrapid. Schon jetzt gibt es 41 Häfen, fünf Flughäfen im Umkreis von 100 Kilometern, Schnellboot- und Hubschrauber-Shuttle von Hongkong nach Shenzhen. Shenzhen ist die reichste Stadt Chinas, mit Bars, Shopping-Malls und Fünfsterne-Hoteltürmen - alle jünger als zehn Jahre. Nachts glänzt die Innenstadt, als sei sie mit Öl eingerieben. Eine Retortenstadt.

Niemand wohnt gern im Perflussdelta. Die Manager nicht, weil sie es unterentwickelt und kulturlos finden, die Einkäufer nicht, weil sie die Sprache nicht verstehen und sich vor dem Essen ekeln. Und die Arbeiter nicht, weil sie Heimweh haben. Alle sind wegen des Geldes gekommen. Manager und Arbeiter, um es zu verdienen, Einkäufer, um es zu sparen.

Am 1. Juli 1997 wurde die Kronkolonie Hongkong wieder an China zurückgegeben. Prinz Charles ließ die britische Fahne von einer Ehrengarde einholen und verließ Hongkong samt Fahne auf der königlichen Yacht Britannia. Die Hongkonger fürchteten die rote Walze China. Doch die weltweite Wirtschaftskrise, unter der Hongkong leidet und von der im Mutterland nichts zu spüren ist, hat die Hongkonger zum Umdenken gebracht. Viele sehen jetzt im chinesischen Delta ihre letzte Chance. Hongkong, sagen sie, solle Verwaltungssitz werden, das Delta die Fabrikhalle. Ideale Arbeitsteilung. Langsam verwächst Hongkong mit seinem Speckgürtel. Die Grenzen, wo noch vor einem Jahr stundenlange Wartezeiten normal waren, sind inzwischen rund um die Uhr geöffnet, damit Einkäufer und Manager schneller pendeln können.

"Dongguan hat sich in wenigen Jahren von einem Bauerndorf zu einer Industriestadt entwickelt", sagt Bürgermeister Li. In

Zukunft will die Stadt nicht mehr nur fremde Marken fremder Unternehmen billig zusammenbauen. "Wir werden eigene Technologie und eigene Marken entwickeln", sagt er, und ein heißes Licht leuchtet in seinen Augen. Die Region ist auf dem besten Weg, denn inzwischen gibt es Unternehmen, die sich im Laufschrift Weltmarktanteile erobern. Li Xinghao aus Kanton ist eines der Vorzeige-Beispiele. Vor 20 Jahren hat er noch Kühe und Ziegen gehütet. Jetzt hat er 13.000 Angestellte und im vergangenen Jahr 1,5 Millionen Klimaanlage aus eigener Produktion verkauft. Ein kleiner Mann mit großen Augen, der sich nur zwischen seinen Verkaufszahlen wohl fühlt.

Nicht alle sind begeistert von dieser Entwicklung. Amerikanische Gewerkschaften sprechen wieder von der "roten Gefahr". Dieses Mal ist nicht der Kommunismus gemeint, sondern der chinesische Kapitalismus. In einem gemeinsamen Brief an den Präsidenten warfen mehrere amerikanische Senatoren der Volksrepublik "Manipulation" ihrer Währung vor, um Handelsvorteile auf dem amerikanischen Markt zu erreichen. 2002 gaben die Amerikaner 103 Milliarden Dollar mehr für chinesische Güter aus, als die Chinesen für amerikanische Produkte. 2003 könnte das Ungleichgewicht 120 Milliarden Dollar erreichen - das größte Handelsdefizit in der amerikanischen Geschichte. Bei den nächsten amerikanischen Präsidentschaftswahlen könnte die Angst der Amerikaner vor der gigantischen Fabrikhalle China entscheidend sein.

Die Sorgen Amerikas sind nicht unbegründet. "Wenn wir irgendwann nichts mehr selbst herstellen - wovon sollen wir dann leben?", fragen Demonstranten, und das gilt nicht nur für die USA, sondern auch für Deutschland, Chinas wichtigstem Markt in Europa.

Die Manager, Einkäufer und Arbeiter von Perlfluss haben wirklich keine Zeit, über so etwas nachzudenken.